

Einleitung.

Der dritte Band von Heines „Salon“ erschien im Frühsommer des Jahres 1837. Er enthielt keine poetischen Beiträge. Der gegen Menzel gerichteten Vorrede verfaßte der Zensor in Gießen, Dr. Adrian, das Imprimatur; sie erschien aber gesondert unter dem Titel: „Über den Denunzianten“, nachdem das Manuskript nach langer Wanderung endlich bei einem milderen Zensor Gnade gefunden hatte. Die „Florentinischen Nächte“ waren bereits im Frühjahr 1836 im Stuttgarter „Morgenblatte“ und in französischer Bearbeitung in der „Revue des Deux Mondes“ veröffentlicht worden, während die „Elementargeister“ zuerst einen Abschnitt des 1835 herausgegebenen zweiten Bandes der Schrift „De l'Allemagne“ gebildet hatten. (Genaueres darüber in den Lesarten.)

Dies Buch erschien zu einer Zeit, als Heine und andere Vertreter des sogen. Jungen Deutschlands die schwersten Bedrückungen von den deutschen Regierungen zu erdulden hatten. Bisher galt die Bestimmung, daß alle Druckschriften, die den Umfang von zwanzig Bogen überschritten, den Zensurbehörden zur Prüfung nicht brauchten vorgelegt zu werden. Jetzt war durch die Sitzung des Bundestags vom 10. Dezember 1835 bestimmt worden, daß gegen alle bereits erschienenen oder künftig erscheinenden Werke von Schriftstellern der genannten litterarischen Schule, an deren Spitze Heine angeführt wurde, mit aller Strenge der bestehenden Polizei- und Strafgesetze vorgegangen werden sollte, und das war gleichbedeutend mit der Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung dieser Männer. Den wesentlichen Anlaß zu diesen Bestimmungen gaben Wolfgang Menzels maßlose Angriffe, die er gegen die genannten Schriftsteller in dem von ihm herausgegebenen „Litteraturblatt“ zum „Morgenblatt“ vom September 1835 bis zum Frühjahr 1836 veröffentlichte. Menzel gebärdete sich, als ob das Vaterland in Gefahr sei, den Bestrafungen der Unsittlichkeit und Irreligiosität zu erliegen und an Franzosen und noch schlimmere Juden verraten zu werden; er wollte daher als tugendhafter Retter erstehen und hegte die Regierungen und den

Pöbel gegen jene gottlosen Schriftsteller. Zuerst richtete er sich gegen Gutzkow, mit dem er früher in dem besten Verhältnis gestanden hatte; Gutzkows thörichtes Buch „Wally, die Zweiflerin“ wußte er so anzuschwärzen, daß die vorsorglichen Regierungen den Verfasser glauben einstecken zu müssen; aber ein schlimmeres Verbrechen von Gutzkow war es, daß er, dessen Talent vielleicht mehr Beifall finden konnte als dasjenige Menzels, unter dem Titel: „Deutsche Revue“ eine Wochenschrift herausgeben wollte, die dem „Litteraturblatt“ wahrscheinlich großen Abbruch thun konnte. Es gelang dem Tugendretter, solchen Frevel zu verhindern. Die Regierungen verboten das Blatt, bevor es erschien. Menzel benahm sich als ein so ungewaschener, grober Klotz, daß man ihn unbedingt für ehrlich hielt; und doch waren die Beweggründe seines Handelns verdächtig, und sein Eifer war der eines unklaren Polterers. Aber er hatte seinen Zweck erreicht: den bekämpften Schriftstellern wurden die Flügel abgeschnitten, und der Brotkorb ward ihnen sehr hoch gehängt; die armen Männer, die von dem bescheidenen Erwerb ihrer Feder lebten, wurden des größten Teils ihrer Einkünfte beraubt; sie kamen in geistige und materielle Not zu gleicher Zeit. — Diese Umstände muß man beachten, wenn man Heines Vorrede zu dem nachfolgenden dritten Bande des „Salons“ würdigen will. Unser Dichter wollte einen Todfeind moralisch und womöglich auch physisch vernichten. Heine hat sich in dem Kampfe, der gegen Menzel und gegen die Regierungen geführt wurde, mutig, ehrenwert und als ein Mann benommen, während mehrere seiner Bundesgenossen das Hasenpanier ergriffen. Als er von dem Angriff hörte, schrieb er (am 23. November 1835) an Laube folgendes:

„Ich beschwöre Sie bei allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das Junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenlichkeiten der Zensur beschwichtigen; denn Diskussion

über das religiöse Prinzip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurteilungsfreiheit zu annullieren; hier bekümmt man die Zustimmung der Philister. . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Prinzip und Moral, obgleich beides Speck und Schweinefleisch ist, eins und dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfäult, so wird auch die Moral stinkticht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gefunden, damit sie besser basiert werden als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.

„Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugnis verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Lösungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Ägypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.

„Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viel Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Not groß, so werde ich doch ins Geschirr gehn. Daß man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. Es ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, dem man Tritte in den Hintern geben sollte, daß ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme.“

Als Heine (am 23/1. 1837) die Vorrede an Campe schickte, begleitete er sie mit folgenden Worten: „Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Teil des ‚Salon‘. Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Mißwollen der Regierungen entwaффnet. Ich habe alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verlegen, ja, die Autoritäten werden dadurch zu meinen gunsten bestimmt. . . . Ich hoffe, daß er [Menzel] diesmal einsieht, was ihm am nützlichsten, ob Feigheit oder Mut, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Mensur. Er muß von

allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräter zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht.“ Heine veranlaßte seinen Verleger, Menzel die Vorrede sofort zuzuschicken und ihm die Adresse des Verfassers mitzuteilen. Als der Angeber aber trotz aller Herausforderung seine Feigheit nicht überwinden konnte, da suchte Heine ihn durch einen kurzen Zeitungsbericht, der durch Campes Vermittelung in der „Mitternachtzeitung“ vom 27. Oktober 1837, Nr. 172, in etwas veränderter Form abgedruckt ward, noch einmal zu reizen. Dieser kleine Bericht lautete:

„Stuttgart, den . . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und begibt sich nach Waldburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung“ die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schlafrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzels beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre desselben in der Broschüre „Über den Denunzianten“ besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daß er, Heines Anerbieten benutzend, die schmächtigste Anschuldigung durch die That widerlegt; dieses begehren mit positiven Erklärungen die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.“ — Indessen auch dieses Mittel schlug fehl; Menzel fand nicht den Mut zum Zweikampf.

Was den eigentlichen Inhalt des Buches betrifft, so war der politisch unverfängliche Charakter desselben von Heine mit Absicht erstrebt: er mußte den Zeitumständen Rechnung tragen. „Es ist ein Buch amüfanten Inhalts, und kein Zensur in der ganzen Welt wird etwas dran auszusetzen haben“ (2/7. 1835). Der Dichter schwankte längere Zeit über den Titel des Werkes. Er schreibt: „da es höchst amüfisant ist, auch populär, für alle Klassen berechnet, so entschlief ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remarkieren. Herr Jäger, das ist ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen“ (an Campe, 4/12. 1835). — Als nun der Bundestagsbeschluss vom 10. Dezember 1835 bekannt geworden war, da befand sich Heine in schwerer Verlegenheit, wie er dessen Vorschriften umgehen solle, denn er war fest entschlossen, sich nicht wie die anderen der Macht schlechthin zu ergeben. „Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können“, fragt Heine seinen Verleger am 4. Februar 1836,

„mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daß der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preussischen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg ‚Salon, dritter Band‘ nennen? — Ich glaube, es wäre sogar sehr klug für folgende Publikationen, dem Publika zu zeigen, daß die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Mißliches, ist eine demütigende Konzession; für diesen Fall müßte ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter mißverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe gibt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar nichts passiert sei. Aufgeschoben die Herausgabe ist auch nicht rätlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghospig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen viel verloren ging.“ Als Campe einen besonderen Titel für das neue Werk verlangte, schlug Heine vor, es „Das stille Buch“ oder „Märchen“ zu nennen, wovon aber bald wieder abgesehen wurde. Mit aller Entschiedenheit verwahrte sich der Dichter dagegen, daß das Buch jetzt der preussischen Zensur vorgelegt werde; hier sei ein Ehrenpunkt; die Unterwerfung unter die preussische Zensur sei ein indirekter Verkauf. Campe aber hatte die Handschrift, da sie früher eingetroffen war als jene briefliche Weisung, bereits der prüfenden Behörde übergeben und mußte sie jetzt auf den entschiedensten Befehl des Dichters sofort wieder zurückverlangen. „Wissen Sie ein andres Mittel als preussische Zensur für das Erscheinen des Buches, so melden Sie es mir gleich; denn das Buch muß bald erscheinen oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preussischer Zensur schreiben? Schon der Name ‚Vorrede‘ brächte die Leutchen in Harnisch“ (22/3. 1836). Endlich erledigte sich die Sache so, daß Heine seinem Verleger erlaubte, das Buch der Zensur in Gießen vorzulegen, die das Imprimatur für das Ganze mit Ausnahme der Vorrede erteilte¹. Das politisch und religiös durchaus unverfängliche Werk wurde indessen sowohl in Preußen als in Bayern sofort verboten. Das Schreiben solcher harmlosen Aufsätze machte unserm

¹ Weiteres über diese Zensurpladereien findet sich in Heines Aufsatz „Schriftsteller-nöten“ im letzten Bande dieser Ausgabe.

Dichter übrigens wenig Freude. „Aus dieser zweiten florentinischen Nacht“, schreibt er an Lewald, „werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nötigen Falls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amusement. Man muß aber alles können in schlechten Zeiten“ (3/5. 1836). Wie schwer ihm aber diese Art der Schriftstellerei ankam, ergibt sich aus folgender Briefstelle: „Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöten; nicht als ob's mir an Manuskript fehle, vielmehr häuft sich dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Zensur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem ‚Salon‘ bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird“ (1/9. 1836). Erst am 5. Nov. 1836 übersandte Heine den zweiten Abschnitt der ‚Elementargeister‘, den Schluß des Bandes, an Campe, und im Januar 1837 folgte die Vorrede.

Es ist leicht begreiflich, daß unter den obwaltenden Umständen auch die Kritik über den gefährlichen Schriftsteller ein vorsichtiges Schweigen beobachtete. Uns ist nur eine Besprechung in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung‘ vom 12/2. 1838, Nr. 43, bekannt geworden; sie lautet:

„Das neueste Buch Heines läßt sich mit wenig Worten beseitigen. Alles in ihm ist Stil, ein Stil, den hundert Grazien umschergen, in dem man den Autor lieb gewinnen muß, und fühlte man sich auch gedrungen, ihn hundertmal zu nasenüßern. Der größte Teil dieser Mitteilungen wird dem Publikum aus dem ‚Morgenblatt‘ schon bekannt sein, da meines Wissens die ‚Florentinischen Nächte‘ in dem genannten Journale zuerst abgedruckt wurden. Den zweiten Abschnitt des Buches hat der Verfasser ‚Elementargeister‘ überschrieben; eine bunt durcheinander gewirnte Erzählung, in der die ältesten Sagen und Volksmärchen auf Heinesche Manier mit Blicken auf die Neuzeit amüsant genug besprochen und zum Teil wiedererzählt werden. Den Schluß macht eine modernisierte Version des Liedes vom Lannhäuser, die, wenn sie auch wie eine Profanation der Sage aussieht, doch höchst ergötzlich zu nennen ist. Außer dem glänzenden Witze und dem einschmeichelndsten Stile wird heutigentages der Leser in Heine wohl nichts mehr suchen. Beides findet er, an beidem möge er sich erlaben.“